



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Nationalitätskämpfe : 2. Kämpfe früherer Zeiten

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Nationalitätskämpfe

2. Kämpfe früherer Zeiten



Das deutsche Sprachgebiet in seiner heutigen Gestaltung ist wie die Sprachgebiete aller Nationen das Ergebnis eines viele Jahrhunderte dauernden Nationalitätskampfs. Dieser Kampf ist nicht mit kriegerischen Waffen geführt worden, wenn auch die Entscheidungen der Kriege oft seinen Gang beeinflusst, ja ihm hier und da eine bestimmte Wendung gegeben haben.

Von den Nationen und Sprachen, die noch in historischer Zeit in Europa blühten, sind einige ganz und gar verschwunden. Von den einst zahlreichen und hoch entwickelten Etruskern wissen wir nur durch die geschichtliche Überlieferung und durch die Überbleibsel ihrer eigentümlichen Kultur. Wie sie, sind die stammverwandten Rhätier und die Ligurer untergegangen. Von den einst Aquitanien und Spanien bevölkernden Vasconen ist heute nur der unbedeutende baskische Rest im Winkel des Meerbusens von Biskaya übrig geblieben. Und die Völker keltischen Stammes, die noch zu Beginn unsrer Zeitrechnung ganz Gallien, Belgien, die Schweiz, einen großen Teil des westlichen und das ganze südliche Deutschland nebst dem angrenzenden Böhmen und Teilen Pannoniens, sowie ganz Großbritannien und Irland, den größten Teil der Pyrenäenhalbinsel, das nördliche Italien erfüllten und sich bis nach Kleinasien ausbreiteten, sind heute beschränkt auf Teile der Bretagne, Irlands, Schottlands, auf Wales und einige Inseln.

In den durch das Verschwinden der etruskischen, ligurischen und keltischen Völker frei gewordenen weiten Gebieten fanden andre Nationen reiche Ausdehnungsgelegenheit, oder vielmehr durch ihre Ausdehnung wurden die erstgenannten Völker von ihrem angestammten Boden verdrängt, teilweise wurden sie völlig vernichtet. Die Römer nebst den ihnen stammverwandten Italikern haben schon in sehr früher Zeit der ganzen einstmalig so vielsprachigen apenninischen Halbinsel ein einheitliches nationales Gepräge aufgedrückt. Und weiter, jenseits der Alpenkette, die dem Vordringen der Römer kein Ziel zu setzen vermochte, verbreitete sich römische Sprache und Gesittung mit einer fast unerklärlichen Schnelligkeit über Gallien, Spanien, Portugal, einen großen Teil Britanniens, Belgien, den Westen und Süden Deutschlands, die Donauländer. Hier, nahe an der Donaumündung, ist der am weitesten nach Osten vorgeschobne Posten, auf dem es der Sprache der Römer gelang, dauernd festen Fuß zu fassen: die Rumänen zeigen noch heute in Namen und Sprache deutlich genug die Verwandtschaft mit den einstmaligen Beherrschern der Welt. Darüber hinaus, im Orient, vermochte das Lateinertum der übermächtigen hellenischen

Bildung nicht Herr zu werden. Auch in Nordafrika und Britannien haben römische Sprache und Gesittung nur vorübergehend geherrscht. Hier wurde das aufkeimende Römertum durch das Erscheinen neuer jugendkräftiger Völker wie vom Sturme verweht. Aber auch die Lande, in denen das römische Wesen kräftige Wurzeln geschlagen und die urheimischen Volkssprachen gänzlich verdrängt hatte, brachten diese neuen Völker in ihre Gewalt. Hier konnte das Römertum zwar nicht mehr wie in Nordafrika, Britannien und dem südwestlichen Deutschland entwurzelt werden. Dazu waren die erobernden Volksstämme der Zahl nach zu gering und der Kultur nach zu unentwickelt. Aber wenigstens die Einheit des Römertums konnte sich auch hier nicht behaupten: der alten Römersprache wurde der Boden mehr und mehr streitig gemacht durch die wenn auch nahe verwandten Volkssprachen; durch die Gründung neuer Reiche der Eroberer wurde der so beginnenden Zerklüftung der Sprache eine politische hinzugefügt; und der wenn auch meist schwache Beisatz des Bluts, den die Vermischung der Eroberer mit den Provinzialen bewirkte, die Aufnahme von Worten aus der Sprache der Eroberer thaten ein Übriges, die Differenzierung der von vornherein trotz der zur Alleinherrschaft gelangten römischen Sprache und Kultur nichts weniger als einheitlichen Bevölkerungen der römischen Provinzen zu wirklichen nationalen Gegensätzen zu gestalten.

Diese fremden Eroberer, die auf den Trümmern des alten römischen Weltreichs neue Reiche errichteten und dadurch dem Entstehn der neuen romanischen Reiche die Wege ebneten, waren vor allem die wandernden Stämme der Germanen. Vandalen, Ost- und Westgoten, Burgunder und Langobarden gingen so dem deutschen Leben verloren, indem sie das Blut der römischen Provinzialbevölkerung auffrischten und in ihr aufgingen. Aber so gewaltig war die Kraft des Germanentums, daß trotz dieses unermesslichen Verlusts zahlreicher, großer und hochbegabter Stämme der in Mitteleuropa zusammengehaltne deutsche Kern noch jahrhundertlang alle übrigen Völker Europas in den Schatten stellen konnte. So schwer die Verluste aber auch waren, die dem Germanentum durch die Völkerwanderung auferlegt wurden, ganz und gar verloren für uns war die deutsche Volkskraft doch nicht, die über die Grenzen des morschen Römerreichs dahingeflutet war. Im Westen und im Süden wurden doch weite Gebiete der deutschen Sprache und Gesittung gewonnen.

Während die festländischen Germanen in den ältesten Zeiten nur bis an die Weser im Westen und den Thüringer Wald im Süden reichten, hatten sie sich zur Zeit Cäsars schon dem Unterrhein genähert. Den Oberrhein hatte Ariovist mit seinen suevischen Scharen schon überschritten. Aber er war hier mitten im keltischen Lande, weitab von seiner Volksgenossen Heimat, die immer noch nach Süden zu im Thüringer Walde, sowie in den nördlichen Randgebirgen des noch von den keltischen Bojern bewohnten Böhmens ihre Grenze hatten. Die Berichte des Tacitus lassen erkennen, daß in den seit Cäsar verflossenen anderthalb Jahrhunderten das Drängen der Germanen nach Westen schon begonnen hatte. Sie wurden jetzt begrenzt von Rhein, Donau und Weichsel. Weiter und weiter ging das Drängen, bis der Hunnensturm über die alte Welt dahinbrauste und den Anstoß gab zu Umwälzungen, die ganz

Europa in Mitleidenschaft zogen. Die ostgermanischen Wanderstämme, die sich schon von den Gestaden der Ostsee bis ans Schwarze Meer ausgebreitet hatten, durchzogen die Balkanhalbinsel, Italien, Gallien, Spanien; die Vandalen endeten erst in Afrika. Sie alle gingen nach einer kurzen glänzenden Geschichte unter in dem sie umgebenden nach Zahl wie nach Gefittung überlegnen Römertum. Die westgermanischen (deutschen) Stämme waren von so großen Umwälzungen unter den Völkern Europas nicht unberührt geblieben; Langobarden und Bruchstücke der Sueven und Sachsen wurden vom Strudel erfaßt und teilten das Schicksal der Ostgermanen bis auf die Sachsenschar, die mit den Langobarden nach Italien aufgebrochen sich den Rückweg in ihre norddeutsche Heimat wieder erkämpfte. Aber die große Masse der Germanen deutschen Stammes blieb doch trotz mancher Veränderungen, die auch sie über sich ergehen lassen mußte, trotz ungeheuern Machtzuwaches einzelner Stämme in geschlossener, zusammenhängender Masse in Mitteleuropa sitzen. Besonders waren es unter ihnen die Franken, die sich durch die Unterwerfung ganz Galliens und weiterhin durch die allmähliche Vereinigung aller deutschen Stämme unter ihrer Herrschaft zur größten Macht Europas erhoben. Wie das fränkische Königshaus der Merowinger, so hatten zwar auch manche fränkische Edle und Volksgenossen im unterworfenen Gallien, weithin unter römische Provinzialen zerstreut, eine neue Heimat gefunden. Sie gingen dadurch in ihren Nachkommen dem Stamme und der deutschen Nation verloren. Aber die große Mehrheit des fränkischen Stammes bewahrte doch einen ununterbrochenen Zusammenhang mit den übrigen deutschen Stämmen. Und indem sich so der salische Zweig der Franken in langsamem Vordringen über das südliche Holland, Belgien und das angrenzende Nordfrankreich, der ripuarische Zweig über Luxemburg und Lothringen ausbreitete, wurden weite Gebiete westlich vom Rhein der deutschen Sprache und Gefittung gewonnen.

In Oberdeutschland war zu derselben Zeit der Alemannenstamm der Träger einer ähnlichen Vornwärtsbewegung, indem er die Ebenen der Pfalz und des Elsaß und einen großen Teil der heutigen Schweiz mit dichten Siedlungen erfüllte, aus denen sich ebenfalls eine dauernde und beträchtliche Erweiterung des deutschen Sprachgebiets ergab. Die größte und nachhaltigste Expansionskraft unter allen deutschen Stämmen haben aber die Sachsen bewiesen. Schon früh hatte sich dieses seefahrende Volk an zahlreichen Punkten der französischen und der britischen Küste festgesetzt: an der Loiremündung bestanden sächsische Niederlassungen, die Sachsen von Bayeux haben sich lange erhalten, und in dem Vorsprung der belgisch-französischen Küste zwischen Boulogne, Dünkirchen und St. Omer waren dicht gedrängte Siedlungen des Sachsenstammes, die, sich an die sal-fränkischen Vlaemen anlehnend, bis ins späte Mittelalter und in die neuere Zeit herein ihre germanische Sprache zu behaupten vermochten.

Als dann um die Mitte des fünften Jahrhunderts die Auswanderung der Sachsen und Angeln nach England größern Umfang annahm, wurde der Grund gelegt zu einer Kolonisationsthätigkeit, wie sie die Welt weder vorher noch nachher gesehen hat, und deren Wirkungen sich noch heute weit entfernt von

ihrem Abschlusse überall in der Welt, wo immer das Angelsachsenthum seine Polyphenarmerie regt, beobachten lassen. Das rastlose Umsichgreifen des Engländerthums in allen Welttheilen, die Ausbreitung englischer Sprache und englischen Volkstums über unermessliche Gebiete in Amerika und Australien, dies alles hat doch seinen Ursprung in dem Zuge der sagenhaften Sachsenführer Hengist und Horsa über das Nordmeer. Und wenn so der Ursprung des Engländerthums auf unverfälscht niederdeutschem Boden, im Gebiete der Mündungen von Elbe, Weser und Rhein zu suchen ist; wenn sich die niederdeutschen Ansiedler in dem eroberten Inselreiche trotz der Mischung mit den keltischen Urbewohnern und wohl nicht sehr beträchtlichen römischen Volksteilen, trotz der sehr merklichen Einwirkungen der franjösierten Normannen doch in Sprache und Sitte ein im wesentlichen germanisches Gepräge bewahrt haben, so hat sich doch die dergestalt neu entstandne englische Nation von dem ursprünglichen Deutschtum so weit entfernt, daß wir uns heute kaum von einer andern Nation Europas durch eine gleich tiefe Kluft getrennt fühlen. Der Verlust, den die deutsche Nation damit erlitten hat, ist weit schwerer als der der Goten und Vandalen. Und wie sich das Angelsachsenthum dann weiter in der Welt ausgebreitet hat, so konnte sein Gewinn dem Deutschtum nicht mehr zu gute kommen; in den meisten Fällen war er vielmehr verbunden mit schweren Schädigungen der deutschen Nationalität.

Während in Großbritannien das altheimische Keltenthum von den Angelsachsen mehr und mehr in die westlichen Bergländer zurückgedrängt wurde, klärten sich auch im westlichen Deutschland die Nationalitätsverhältnisse ab. Aus den dichtgedrängten Niederlassungen deutscher Stämme auf ehemals römischem Boden, wie sie in der Zeit der großen Wandrungen im nördlichen Belgien bis tief nach Artois hinein, in Luxemburg und Lothringen, in der pfälzischen und elsässischen Ebne und in den niedrigeren Theilen der Schweiz entstanden waren, erwuchs trotz mannigfacher zwischen ihnen und weiter zurück sitzenden gebliebenen romanischen Bevölkerungsresten ein zusammenhängendes, einheitliches deutsches Sprachgebiet, das durch eine scharfe Sprachgrenze von dem romanisch gebliebenen Teile Galliens geschieden war. Diese erste deutsch-romanische Sprachgrenze hat sich schon in sehr früher Zeit gebildet. Jedenfalls hat sie schon vor dem Jahre 1000 bestanden. Sie hat auf Grund archivalischer Materialien für den größten Theil ihres Verlaufs ziemlich genau festgestellt werden können. Sie begann an der franjösischen Küste bei Boulogne und lief südlich an Aire und St. Omer vorbei in scharf östlicher Richtung, bog, indem sie Lüttich auf der franjösischen Seite ließ, scharf nach Süden um und lief dann fast genau wie noch heute, indem sie das Großherzogthum Luxemburg sowie Arlon mit Umgebung dem deutschen Gebiete zuwies, dahin, wo Belgien, Luxemburg, Frankreich und Lothringen zusammenstoßen. In Lothringen lief sie in südöstlicher Richtung, überschritt halbwegs zwischen Diederhofen und Metz die Mosel und ging, südwestlich von Dieuze und Nixingen, die sie beide dem deutschen Gebiete ließ, auf die Vogesen zu, die sie im Donon erreichte. Hier bog sie nach Süden, ließ vom Breuschthal Schirmeck, Rothau bis St. Blaise hinauf auf der deutschen, den obern Theil des Breuschthales da-

gegen sowie das obere Weiler-, Leber- und Urbeisthal auf der französischen Seite und folgte dann der Kammlinie der Vogesen bis zum Endpunkt nördlich von Giromagny, von wo aus sie sich fast wie gegenwärtig im Bogen östlich um Belfort herumzog, das sie mit seiner Umgebung auf der französischen Seite ließ.

Wie die früheste deutsch-romanische Sprachgrenze dann weiter in der Schweiz verlief, ist noch nicht so genau erforscht. Wir wissen nur bestimmt, daß dort das deutsche Sprachgebiet noch nicht so ausgedehnt war wie heute, daß insbesondere im Gebiete des Bieler, Neuenburger und Murtener Sees, sowie auch im obern Wallis das Romanentum noch ein weiteres Gebiet inne hatte als heute. In der Ostschweiz, in der noch heute der Kanton Graubünden der Schauplatz eines stetigen und kräftigen Vordringens des deutschen Sprachgebiets ist, war ebenfalls der deutsche Besitzstand vor tausend Jahren noch bedeutend geringer als jetzt. Wir wissen, daß noch im zehnten Jahrhundert bis an den Bodensee heran die romanische Sprache herrschte.

Alles in allem zeigte die früheste deutsch-romanische Sprachgrenze nur hier und dort große Verschiedenheiten im Vergleich zu der heute bestehenden. In Nordfrankreich wie in Lothringen waren ziemlich ausgedehnte Gebiete deutsch-redend, die heute dem französischen Sprachgebiet angehören; in einigen Teilen der Westschweiz, besonders in der Seengegend und im Wallis war es umgekehrt, und in der Ostschweiz war das Romanentum sogar noch die überwiegende Nation. In Lothringen steigerte sich zunächst die Verschiedenheit noch, indem das Deutschtum bis ins fünfzehnte Jahrhundert hinein langsame aber genau erkennbare Fortschritte machte: die Sprachgrenze schob sich hier allmählich näher an das mit seiner Umgebung romanisch gebliebne Metz heran, indem die nördlich an der Mosel liegenden Orte Trémery, Ny, Flévy, Ennery u. a. im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert germanisiert wurden. Auch Chicourt, Burlioncourt und Marsal mit Umgebung wurden von der deutschen Sprache erobert; in dem noch weiter vorgeschobnen Vic an der Seille, dem Lieblingsaufenthalt der damaligen Metzger Bischöfe, lassen sich um dieselbe Zeit deutliche Anzeichen fortschreitender Germanisierung erkennen. Hier aber kam der Prozeß nicht zum Abschluß; er wurde unterbrochen durch den sich in Lothringen anbahnenden nationalen Umschwung.

Schon um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts zeigen sich die ersten vereinzelt Anzeichen, die darauf hindeuten, daß der Fortschritt des Deutschtums in Lothringen seinen Höhepunkt erreicht hatte. Während hier und da die Vorwärtsbewegung noch anhält, treten an andern Punkten schon Merkmale eines beginnenden Rückgangs hervor. Die am 28. Februar 1548 durch den Metzger Bischof Johann von Lothringen verfügte Ersetzung der deutschen Gerichtssprache in Marsal durch die französische war der erste wirkliche Schlag, den das Deutschtum in Lothringen erleiden mußte. Schon 1551 folgte eine ähnliche Verfügung für Chicourt, 1552 fiel Metz in die Hände der Franzosen. Langsam begann in den vorgeschobnen Punkten des deutschen Sprachgebiets sich französisches Wesen einzunisten. Ein rascher Fortschritt des Franzosentums und dem entsprechend ein schnelles und beträchtliches Zurückweichen der

Sprachgrenze nach Nordosten trat erst mehrere Menschenalter später ein, nachdem durch die Verwüstungen des Dreißigjährigen Kriegs und durch schwere Seuchen das Land fast menschenleer geworden war. Aus deutschen Landen konnte der zum Wiederaufbau des Landes notwendige Zufluß von Menschen nicht kommen, weil dort überall ähnliche Zustände herrschten. So blieb nur die Möglichkeit einer Wiederbevölkerung von der französischen Seite her übrig: in dichten Scharen zogen französisch redende Einwanderer, vornehmlich aus der Picardie, in das verödete, einst mit volkreichen deutschen Siedlungen erfüllte Land. Die Ausläufer dieser französischen Einwanderung erstreckten sich bis tief in die Pfalz hinein, wo sie noch heute an den ziemlich zahlreichen französischen Familiennamen kenntlich sind. Und so wurde die Sprachgrenze auf der ganzen Linie durch eine rasche Befestigung des französischen Wesens bis zu ihrem heutigen Stand zurückgeschoben, fast überall um einen Streifen von der Breite mehrerer Gemeinden, im Südosten um eine ziemlich breite Zone, deren breiteste Stelle durch die etwa 23 Kilometer voneinander entfernten Orte Marsal und Albesdorf bestimmt ist.

An andern Stellen hatte die früheste deutsch=romanische Sprachgrenze schon eher begonnen, sich dem heutigen Stande zu nähern: in Artois war infolge der alten politischen Verbindung mit Frankreich das Deutschtum von jeher einer schädigenden Beeinflussung durch das übermächtige Franzosentum ausgesetzt. Während in dem allerdings überwiegend französisch redenden Herzogtum Lothringen das Deutschtum noch lange ein Bollwerk hatte, durch seine Zusammenfassung in einen besondern Verwaltungsbezirk, den bailliage d'Allemagne, wo das Deutsche als amtliche Sprache gebraucht wurde, trat dem Deutschtum des Artois schon in früher Zeit die bewusste und planmäßige Gegnerschaft des französischen Staats entgegen. So ist es wohl vor allem als Wirkung der Fremdherrschaft zu betrachten, daß in diesem deutschredenden nördlichsten Winkel Frankreichs die deutsche Sprache noch weit schwerere Einbußen erlitten hat als in Lothringen: während sie einstmals bis zum Kap Gris-Nez und südlich bis an Boulogne hinan herrschte, wurde sie bis über Gravelingen und St. Omer auf Dünkirchen und Hazebrouk zurückgeworfen. In Belgien und Luxemburg, wo sich zwar ebenfalls ein entschiednes Übergewicht französischer Sprache und Kultur während des ganzen Mittelalters und bis in die allerneuste Zeit hinein bemerkbar macht, kann von einer eigentlichen Fremdherrschaft keine Rede sein. Der Rückgang des deutschen Sprachgebiets, der auch dort im Laufe der Jahrhunderte geschah, war nur sehr gering, indem die Sprachgrenze nur an vereinzeltten Punkten um die Breite einer Gemeinde zurückgeschoben wurde.

Während so von Lothringen nördlich die Wandlung der deutsch-romanischen Sprachgrenze von ihrer frühesten Feststellung bis zum gegenwärtigen Stande durchweg zu unsern Ungunsten geschah, ändert sich das Bild, sowie wir den Boden des Elsaß betreten. Das obere Breuschtal allerdings, das den Übergang Lothringens zum Elsaß darstellt und in mancher Beziehung mehr Ähnlichkeit mit Lothringen als mit dem Elsaß aufweist, schließt sich in der Veränderung des Besitzstands der Sprachen durchaus an Lothringen an:

die Sprachgrenze, die einstmals noch St. Blaise, für das der deutsche Name Helmsgerieth urkundlich belegt ist, dem deutschen Sprachgebiet zuwies, ist heute über Schirmeck hinaus bis nach Lützelhausen zurückgeschoben. Dagegen hat im Leberthal die deutsche Sprache, begünstigt durch eine starke Bergmanns-einwanderung, in der neuern Zeit starke Fortschritte gemacht, die durch die politische Herrschaft Frankreichs und die auf sie folgende elsässische Oppositions-stimmung wohl aufgehalten, aber nicht rückgängig gemacht werden konnten. Weiter nach Süden zu hat sich im Elsaß die deutsch-romanische Sprachgrenze behauptet, abgesehen von wenigen unbedeutenden Verschiebungen im Sundgau, die fast ausnahmslos der deutschen Sprache zu gute gekommen sind. In der Westschweiz hat sie, wie schon angedeutet worden ist, im Laufe der Jahr-hunderte größere Veränderungen zu unsern Gunsten erfahren, die in manchen Gegenden bis in unsre Tage anhalten. Noch deutlicher giebt sich die Ost-schweiz als ein Gebiet zu erkennen, wo die deutsche Sprache in Mittelalter und Neuzeit die kräftigsten Fortschritte gemacht hat und sich auch heute noch im Kanton Graubünden auf Kosten der Rätio-Romanen rüstig weiter aus-breitet.

Viel verwickelter liegen die Verhältnisse im benachbarten Tirol: Während im Süden alte germanische Siedlungen sind, die zum Teil bis in die Zeiten der Völkerwanderung zurückreichen und noch heute ins Königreich Italien hinübergreifen, wo sie vor einigen Jahrhunderten noch weit ausgedehntere zu-sammenhängende Komplexe gebildet zu haben scheinen, ist der Norden nebst den angrenzenden Gebieten Oberbayerns erst verhältnismäßig spät in aus-gedehnter Maße von Deutschen besiedelt worden. Hier im Norden finden sich noch überall die deutlichsten Spuren der einst herrschenden romanischen Sprache. Und während die deutsche Sprache hier in ähnlicher Weise wie in der Ostschweiz der romanischen den Boden streitig machte und die Alleinherr-schaft errang — im Vintschgau läßt sich dieser Vorgang noch ziemlich deutlich an der Hand der Urkunden verfolgen —, bröckelte im Süden Scholle um Scholle von dem einstigen deutschen Sprachboden ab und ging in dem an-steigenden Meere des Italieneriums unter. Später als die Franken und Alemannen haben die Bayern ihre endgiltigen Sitze eingenommen. Sie sind es, die das Deutschtum im östlichen Alpengebiet ausgebreitet haben. Nachdem sie die eigentlich bayrischen Lande, Tirol und Salzburg besetzt hatten, standen Karantien und infolge der glücklichen Eroberungspolitik Karls des Großen auch Österreich ihnen offen. Indem sie hierhin durch ihre Niederlassung deutsche Sprache und Sitte trugen, haben sie die erste nachhaltige Ausdehnung des Deutschtums nach Osten bewirkt und damit einen Weg beschritten, der in spätern Jahrhunderten noch öfter zum Heile des Deutschtums betreten werden sollte. Sie haben das große Werk der Wiedergewinnung des an Slawen und Awaren preisgegebenen Ostens durch die Erringung nachhaltiger Erfolge eingeleitet.

Nachdem die germanischen Wanderstämme ihre alten Sitze an Elbe, Oder und Weichsel verlassen hatten, um weiter im Süden oder Westen eine neue Heimat zu suchen, schienen die von ihnen aufgegebenen Gebiete für immer der

deutschen Gefittung verloren gehn zu sollen. In aller Stille rückten slawische Völkerschaften nach, besetzten die verlassenen Gebiete und breiteten ihre dichten Siedlungen längs der ganzen Südküste der Ostsee bis über Bagrien, das heißt das östlich von der Kieler Förde liegende Holstein aus. Weiter südlich drangen sie über die Elbe vor, besetzten das hannoversche Wendland, die Altmark, das ganze Land zwischen Elbe und Saale, Böhmen, Mähren und darüber hinaus das obre Maingebiet bis nahe an Bamberg, die ganzen Ostalpen bis zum Tiroler Pustertal und Triaul. Innerhalb dieser Abgrenzung, die die Slaven etwa bis zum Jahre 600 erreicht haben mögen, erfüllte eine dichte slawische Bevölkerung, zumeist angesiedelt in den charakteristischen kleinen, aber dafür um so zahlreichern Rundlingsdörfern, die Lande. Von hier aus wurden verheerende Raubzüge tief in die deutschen Nachbarlandschaften unternommen, bis es endlich Karl dem Großen gelang, die slawische Hochflut einzudämmen. Im Südosten wurde, wie gezeigt worden ist, das Slawentum schon jetzt stark zurückgedrängt durch das kolonialisatorische Vorgehn des Bayernstammes. Aber weiter nach Norden zu sollten wirkliche große Erfolge des Deutschtums noch lange auf sich warten lassen. Nachdem Oberfranken und die Altmark deutsch geworden und Obersachsen wenigstens durch die Errichtung deutscher Grundherrschaften über der slawisch gebliebenen niedern Bevölkerung dem deutschen Leben wieder näher gerückt waren, geschah die eigentliche Kolonisation und Verdeutschung der weiten ostelbischen Lande im wesentlichen erst im dreizehnten Jahrhundert.

Der Gang dieser umfassenden Germanisation des Nordostens läßt sich im einzelnen heute noch nicht darstellen, da es an den notwendigsten Vorarbeiten noch zu sehr fehlt. In der letzten Zeit hat man vielfach, und nicht ohne Erfolg, versucht, diesen Dingen durch eingehende Untersuchungen der Entwicklung der Agrarverhältnisse näher zu kommen. Aber so sehr sich auch das Auftreten deutscher Siedlungs- und Wirtschaftsformen von dem frühern slawischen Zustande abhebt; so sehr sich der umgestaltende Einfluß der starken deutschen Einwanderung auf das Wirtschaftsleben mit Händen greifen läßt, so deckt sich doch keineswegs die Ausbreitung deutschen Rechts und deutscher Wirtschaftsformen mit der deutschen Volkstums und deutscher Sprache. Während z. B. im hannoverschen Wendland die deutsche Flureinteilung schon seit dem ausgehenden Mittelalter besteht, hat sich dort die wendische Nationalität und Sprache bis an die Schwelle der neuesten Zeit erhalten. Man darf also, wo immer man in ostelbischen Landen Anzeichen für deutsches Recht und deutsche Flureinteilung in den Urkunden oder sonstigen Quellen wahrnimmt, mit Sicherheit auf das Wirken eines starken deutschen Einflusses schließen, keineswegs aber darauf, daß dort die ansässige Bevölkerungsmasse deutscher Nationalität gewesen sein müsse. Dies zu ermitteln giebt es Wege, die sichrer zum Ziele führen als das Studium der Agrarentwicklung: nämlich die Sammlung der örtlichen Flur- und Personennamen aus den historischen Quellen. Ich brauche das hier nur anzudeuten, da ich im Jahrgang 1900 Nr. 6 dieser Zeitschrift eingehender über diesen Punkt gesprochen habe. Bis der dort aufgestellte Arbeitsplan ausgeführt sein wird, kann man das Vordringen des Deutschtums nach Osten nur in all-

gemeinen Umrissen darstellen; die einzelnen Stappen dieses Vordringens müssen, abgesehen von Ausnahmen, erst noch von der Forschung erschlossen werden. Das Ergebnis dieses Vordringens war die Vernichtung des gesamten Wendenvolks bis auf den kleinen Rest, der bis heute in der Lausitz seine nationale Sprache und Art behauptet hat.

Noch vollständiger wurde der den Litauern verwandte Stamm der Preußen vernichtet, und von den Gebieten der Litauer, Polen und Tschechen wurden umfangreiche Teile germanisiert. Durch diese große kolonisatorische und germanisatorische Bewegung, die im zwölften Jahrhundert angebahnt und im dreizehnten durch eine starke deutsche Bauern Einwanderung begründet ward, wurden dem Deutschtum vollständig gewonnen: die östlichen Teile Holsteins und Hannovers, die nördliche Altmark, Mecklenburg, Pommern bis auf unbedeutende kassubische Bezirke im äußersten Osten, West- und Ostpreußen nur teilweise; ferner das östliche Thüringen, die Mark Brandenburg und Sachsen bis auf die wendisch gebliebenen Teile der Lausitz, der größte Teil Schlesiens nebst den böhmischen Randgebirgen und ein großer Teil der Provinz Posen. Im allgemeinen ist diese germanisatorische Bewegung, die sich auf eine starke deutsche Einwanderung stützen konnte, rasch vor sich gegangen. Neben dem bis heute wendisch gebliebenen Teile der Lausitz hat sich das Wendentum inmitten der deutschen Hochflut noch einige Jahrhunderte erhalten im hannoverschen Wendland, im Altenburgischen und in der mecklenburgischen Fabelheide. Heute ist auch auf diesen ehemaligen Sprachinseln die wendische Sprache längst verstummt. Andre Inseln, auf denen sich das Wendentum noch längere Zeit nach der deutschen Einwanderung hielt, dürften sich aus einer Durchforschung der archivalischen Materialien mit Sicherheit ergeben. Ferner würde sich durch sie zeigen, daß das Verschwinden der wendischen Nationalität doch nicht so plötzlich war, wie man vielfach auf Grund der bis jetzt gedruckten Urkunden und getäuscht durch die untergeordnete Stellung der wendischen Sprache, die sich im öffentlichen Leben keine Geltung zu verschaffen vermochte, angenommen hat.

Die oben gegebene Aufzählung germanisierter Landschaften nennt nur die, in denen die Deutschen in zusammenhängender, dichter Masse sitzen. Darüber hinaus hat sich aber deutsche Siedlung noch weithin nach Osten erstreckt. Die deutsche Kolonisationsthätigkeit am Südstrande der Ostsee schließt nicht mit Ostpreußen ab; auch in den heute russischen Ostseeprovinzen sah man in derselben Zeit in den Städten und auf den Edelhöfen deutsches Leben erblühen. Aber hier fehlte der deutsche Bauernstand, der in den westlichern germanisierten Landen vor allem die Entscheidung zu Gunsten unsrer Nationalität herbeigeführt hatte. Und wenn sich das baltische Deutschtum auch mit bewunderungswürdiger Zähigkeit bis auf den heutigen Tag seine nationale Art bewahrt hat, so ist es doch nicht über das insulare Dasein hinausgekommen, das es von Anfang an mitten in der ethnischen und lettischen Bevölkerungsmasse geführt hat.

Die solide Grundlage des Bauernstands war dagegen in den Ausläufern der mittel- und oberdeutschen Kolonisation im Zipser Land und in Siebenbürgen wie auch in dem Ländchen Gottschee und im viel später besiedelten Banat, Wolhynien und Südrußland hervorragend vertreten. Und wer weiß, ob nicht

die näher liegenden dieser deutschen Sprachinseln schon lange mit dem geschlossenen deutschen Sprachgebiete zusammengewachsen wären, wenn nicht auch hier die furchtbare Schwächung des deutschen Volkstums durch den Dreißigjährigen und spätere Kriege dem Vordringen unsrer Nationalität für lange Zeit ein Ziel gesetzt hätte. Als sich später, nachdem sich das deutsche Volk von diesen und andern Schlägen erholt hatte, wieder expansive Kräfte bei uns zu regen begannen, hatten sich inzwischen weite überseeische Gebiete aufgethan, die mit unwiderstehlicher Gewalt den Überschuß unsrer Volkskraft an sich zogen. So gingen die Kräfte, die eine erfolgreiche Wiederaufnahme der großen östlichen Kolonisation herbeizuführen vermocht hätten, unwiederbringlich für uns verloren, und nur in ganz langsamem Fortschreiten rückte bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein die deutsche Sprache nach Osten vor.



Wilhelm Herz

Herr Hartmann von Aue, der ritterliche Erzähler des „Iwein“, des „Gregorius vom Stein“ und des „Armen Heinrich“ steht, als ältester Vertreter einer Dichtung mit besonderm schwäbischem Gepräge, an der Pforte der Zeiten, in denen die Geschichte der deutschen Litteratur unterscheidbare Gesichter und Gestalten zu zeigen beginnt. Ein Stück „Heimatkunst“ erscheint, lange ehe der Begriff vorhanden war, in ihm verkörpert. Der schwäbische Ritter, der als Kreuzfahrer Morgenland wie Abendland gesehen, dem die Minne Liebes und Leides gethan hat, der die Gegensätze von Gott und Welt, Herz und Leib so redlich in sich auszugleichen sucht, der im „Armen Heinrich“ die Erkenntnis verkörpert, daß selbstlose Liebe und Treue hoch über allem Irdischen, auch über der Ehre des Rittertums stehn, ist mit seiner ruhigen Sicherheit, seinem unbefangnen Lebensmut, der Mischung von Tieffinn und heiterm Behagen, mit seinem unerschütterlichen Gefühl, daß die Welt des Maßes nicht entraten könne, und der hellen Freude an klarer, anschaulicher, farbenreicher Darstellung schon der echte Schwabendichter. Bis auf das Ineinanderspiel überlieferter und selbsterlebter Poesie, überlieferter, die er sich durch sein glückliches Naturell zu eigen macht, erlebter, der er einen Zug ins Allgemeine zu geben trachtet, bis auf das Gefühl für den geheimen Reiz und Glanz, die oft im unscheinbar Wirklichen wohnen, zeigt sich Herr Hartmann den Heimatgenossen verwandt und ähnlich, die volle sechshundert Jahre nach ihm als schwäbische Dichterschule zusammengeschlossen und gebucht wurden. Wundersam genug berührt es uns, wenn

Wir hatten gehofft, dem Dichter mit diesem Aufsatz eine Freude machen zu können, da tönt, noch ehe das Heft die Presse verlassen hat, die Trauerkunde zu uns, daß er für immer die Augen geschlossen hat!